

Marie Blüthenhüpfen

2015

Ursula Brenger

Marie saß an ihrem Tisch, hatte ihren Kopf in den Nacken gelegt und schaute unter halb geschlossenen Lidern, was ihre Tischnachbarn gerade so machten. Ihre langen, braunen Haare fielen ihr bis zur Taille und umgaben sie wie ein Vorhang. Lars neben ihr kramte in seiner Schultasche, seine dunklen Haare sahen strähnig aus, fand Marie. Auch hatte Lars Fingernägel, als hätte er im Dreck gewühlt. Lara und Jeanette zu ihrer rechten unterhielten sich leise, während sie vorsichtig zur Lehrerin blickten. Von ihr schien im Moment keine Gefahr auszugehen, sie saß an ihrem Pult vorne vor der Tafel und schien Paul, der neben ihr stand, etwas zu erklären. Also schwatzten Lara und Jeanette leise weiter. Dabei schob Jeanette ihr hellgrünes Haarband immer wieder nach vorne und dann wieder nach hinten. Lara versenkte ihr Kinn in dem Ausschnitt ihres rosa T-Shirts.

Warme Sonnenstrahlen fielen von draußen durch die Fenster auf Maries Gesicht. Das Gemurmel der Klassenkameraden und die leicht stickige Luft im Raum lullten sie ein wenig ein und machten sie schläfrig.

Sollten wir irgendeine Aufgabe erledigen?

Wahrscheinlich. Sie wollte gerade darüber nachdenken, als ihr Blick nach draußen wanderte. Augenblicklich wurde sie neugierig. Ein kleiner heller Punkt flog in lustigen Pirouetten durch die Luft. Dann setzte er sich ans Fenster. *Ein Schmetterling!*, freute sich Marie. *Ein wunderbarer Schmetterling! Der Arme glaubt sicher, die gebastelten Blumen an den Fenstern wären echt. Jetzt ist er sicher sehr enttäuscht, dass es nur Papierblumen sind,*

überlegte sie. Vorsichtig schaute sie zu ihrer Lehrerin, Frau Lubitsch. Die saß immer noch an ihrem Pult und erklärte etwas. Diesmal nicht mehr Paul, sondern Lisa.

Maries Finger schnellte in die Luft. Sie ließ ihren Arm wild in der Luft kreisen, damit Frau Lubitsch sie auch bemerkte. Schließlich, nach einigem Armkreisen, Marie tat schon die Schulter weh, schaute Frau Lubitsch endlich über den Rand ihrer Brille zu ihr herüber. „Marie – was ist denn schon wieder?“, fragte sie merklich genervt.

„Darf ich zur Toilette gehen, bitte?“ bat Marie so unverfänglich, als irgend möglich. Und dachte: *„Wieso sagt Frau Lubitsch ‚schon wieder‘? Ich habe doch heute noch gar nicht mit ihr gesprochen? Das hat sie wohl vergessen. Ich gehe ihr auf die Nerven. Also müsste ich anders sein, als ich bin. Wenn ich nur wüsste, wie anders ich sein muss, damit sie zufrieden ist.“*

„Kannst du nicht bis zur Pause warten, Marie? Es dauert nicht mehr lange.“

Wie lange ist denn ‚nicht mehr lange‘?, dachte Marie verzweifelt. Wenn ihre Mama sagte, es dauert nicht mehr lange, konnten das mehrere Tage sein.

Eingeschüchtert zog Marie ihren Kopf ein. „Aber ich muss dringend“, bat sie und ihre Stimme klang verzweifelt.

„Dann geh! Aber bleib nicht so lange!“ gab Frau Lubitsch seufzend auf.

Marie sprang so hektisch auf, dass ihr Stuhl umfiel. Rasch richtete sie ihn wieder auf und sauste los. Sie klatschte die Türe der 2 b hinter sich zu und sauste dann zunächst zur Toilette. *Eigentlich muss ich gar keinen Pipi, wenn ich jetzt aber nicht zur Toilette gehe, hätte ich ja gelogen. Das darf man nicht. Ich auch nicht. Also, erst Pipi.*

„Warte auf mich!“ rief sie dem kleinen gelben Schmetterling zu, der es sich inzwischen auf einer Rispenpiere gemütlich gemacht zu haben schien.

Im Nu war sie wieder zurück und klatschte begeistert in ihre Hände, als sie ihren kleinen Freund noch auf der Rispenpiere sah. „Hah“, dachte Marie, „da ist ja noch einer und noch einer. Da sind ja ganz viele! Das ist ja wunderbar!“ Verzückt betrachtete sie die Schmetterlingskolonie auf der Rispenpiere.

Neugierig und vorsichtig, um die Schmetterlinge auf dem Busch mit dem schweren süßlichen Duft nicht zu erschrecken, pirschte sich Marie an den Strauch heran. „Oh, ihr seid aber schön!“, flüsterte sie ihnen liebevoll zu. Im Geiste sah sie sich nun neben so einem Schmetterling auf der Blüte in der Sonne sitzen und mit den Flügeln schlagen. Ab und zu flog sie jetzt von einer Blüte zu anderen, die wie eine Feder ein wenig wippte und ihrem Sprung einen Trampolineffekt verlieh. Marie konnte jede Bewegung deutlich spüren. Sie bemerkte die Blicke der Schmetterlinge und erwiderte ihren Gruß.

Sie erzählten ihr von ihren Leben als Raupe und wie ungeheuer schwierig es war, auf so vielen Beinen zu laufen und dabei nicht zu stolpern. Und – ganz, ganz leise – vertrauten sie ihr auch ihre Angst an, die Angst, die sie hatten, von gefräßigen Vögeln gefressen zu werden oder gar von einem Auto überfahren oder zertreten zu werden. Marie hörte ihnen mitfühlend zu. „Na, da bin ich aber froh, dass Euch noch nichts geschehen ist! Kommt doch einmal zu uns nach Hause in den Garten. Marie hatte inzwischen ihre kleine Nase so nah an einen Schmetterling heran geneigt, dass die zarten Fühler fast ihre Nase berührten. Marie war verzückt. Der Schmetterling schien einen Tanz auf der Blüte zu tanzen. Sie wollte ihn gerade fragen, was denn die kleinen, schwarzen Punkte auf den Flügeln bedeuteten, als sie zusammenzuckte: „MARIE!“

Marie erstarrte. Dann drehte sie sich ganz langsam um. In der Türe zum Schulgebäude stand Frau Lubitsch, die Hände in die Hüften gestemmt und blickte sie über den Rand ihrer Brille vorwurfsvoll an: „Marie, wolltest du nicht bloß zur Toilette gehen? Was machst du denn hier draußen so lange?“

Marie senkte schuldbewusst ihren Kopf. Sie getraute sich nicht mehr, Frau Lubitsch in ihre strengen Augen zu blicken.

„Ich, ich ...habe den Schmetterlingen zugesehen, ich dachte, sie sind vielleicht enttäuscht, wenn sie sich auf

die Papierblumen an unseren Fenstern niedersetzen...
die duften doch gar nicht ...“

Frau Lubitsch atmete tief ein und wieder aus.

„Marie, der Unterricht geht vor! Das weißt du doch. Du darfst nicht einfach draußen spazieren gehen, wenn es noch nicht zur Pause geklingelt hat!“

Marie nickte nur stumm und huschte vorsichtig an Frau Lubitsch vorbei in die Klasse auf ihren Platz. Alle Kinder blickten sie an.

Marie hörte sie heimlich tuscheln und kichern. Sie fühlte sich augenblicklich elend. Zusammengesunken saß sie auf ihrem Stuhl und schaute auf die Tischplatte vor sich.

Sie hörte, wie Frau Lubitsch die Türe schloss und sich an die Klasse wandte: „So, jetzt rechnet bitte das Rechenpäckchen auf der Seite 32 noch zu Ende. Wer fertig ist, darf schon frühstücken.“

Lara und Jeanette schauten sie neugierig an. „Die Frau Lubitsch ist ganz schön sauer!“, feixte Lara. Jeanette verzog genervt ihr Gesicht und zu Lara gewandt, zischelte sie:

„Ach, lass‘ doch die Marie, die spinnt doch sowieso!“

Lars schaute sie nicht an, meinte aber vorwurfsvoll: „Wir dürfen doch nur in der Pause raus gehen! Ich würd auch lieber Fußballspielen!“

Dann nahm er seine Frühstücksdose umständlich aus seinem Ranzen und begann neben ihr laut zu schmatzen. Mit vollen Backen spottete er: „Tja, du muss ja erst die Rechenaufgabe machen. Selbst schuld. Schön blöd!“

Und wie so oft dachte Marie: *Ich bin anders, als die anderen Kinder. Wieso muss ich rechnen, wenn draußen die Schmetterlinge mit mir erzählen wollen? Die sitzen nicht immer auf dem schönen Busch mit den weißen Blüten. Die blöden Rechenaufgaben stehen im Rechenbuch – das man immer aufschlagen kann, wann man will.* Sie hatte immer noch ihren Kopf gesenkt und dicke Tränen tropften auf den Tisch vor ihr. Marie fühlte sich ertappt und tief gedemütigt.

Sie zog die Nase hoch und senkte sich zu ihrem Ranzen hinunter. *Was soll ich jetzt noch einmal machen? Was war das noch? Oh, Gott- ich hab‘ es gehört, aber nicht behalten!*, prasselten ihre Gedanken wie erneute Vorwürfe auf sie ein.

Sie nahm all‘ ihren Mut zusammen und fragte Lars so wenig schluchzend als möglich: „Was soll ich jetzt noch einmal rechnen?“

Lars schaute sie an, zog seine Brauen hoch, kniff seine Lippen zusammen und zog sein Matheheft aus seiner Tasche. Hier steht’s, Seite zweiunddreißig das Rechenpäckchen.“

„Danke,“ nickte Marie erleichtert, kramte nach einem Stift, ihrem Rechenheft und fing selbst an zu rechnen.

Sie blickte auf die Zahlen in ihrem Rechenbuch. Was sie sah, waren viele, schwarze Zahlen auf weißem Grund, die aussahen, wie kleine Männchen. Manche mit Bauch, wie die fünf oder die sechs, manche mit einer schicken Frisur, wie die Zwei, manche auch mit einem Schirm in der Hand, wie die Sieben. Der Schirm war hilfreich, dachte Marie dankbar, sonst wäre sie von dem gebeugten Mann, der Eins, kaum zu unterscheiden.

Fünfundsechzig und siebenundzwanzig, murmelte Marie vor sich hin. Oder waren es doch sechsundfünfzig und zweiundsiebzig?

Marie versuchte verzweifelt, sich zu orientieren. Du meine Güte, das war viel. Viel mehr als zwölf und zwei. Das hätte sie nämlich spielend gewusst. Aber das hier, das war unglaublich viel mehr. Erst die Zehner und dann die Einer? Welche Zahl waren jetzt noch einmal die Zehner, welche die Einer? Und dann war da noch diese schwierige Zehnerwechselbrücke...da war doch irgendwas, was sehr, sehr kompliziert war und von dem ihr Papa jeden Tag verlangte: „Das musst du berücksichtigen, Marie, den Wechsel von einem Zehnerpaket zum Nächsten.“

Marie schaute auf die Zahlen. Die Zahlen schauten zurück. *Du kriegst uns nicht, du kriegst uns nicht!*, schienen sie sich zu freuen. Sie begannen einen frechen Verwirrungstanz vor ihren Augen. Die Zahlen wurden lebendig und krochen auf dem weißen Papier hin und her. Dabei machten dabei sie leise, kratzende Geräusche,

wenn sie mit ihren kleinen, dünnen, schwarzen Beinchen übers Papier raschelten. *Das ist ein Geräusch wie das der Blattschneideameisen*, hörte Marie gespannt zu. *Sie fressen jetzt Löcher in mein Rechenbuch.*

Ihr kriegt mich auch nicht, gluckste Marie jetzt leise zu den tanzenden Blattschneideameisen –Zahlen.

„Marie, was hast du denn gemacht? Zeig einmal her!“, unterbrach Frau Lubitsch den Tanz der Zahlen.

„Ich habe noch nicht angefangen, ich bin aber jetzt dabei...“, versicherte Marie schnell stotternd.

„Was – um Gottes Willen – hast du die ganze Zeit gemacht? Jetzt ist große Pause, du kannst raus gehen. Das Rechnen musst du jetzt zusätzlich zu deinen Hausaufgaben machen, Marie. Marie hörst du mir zu? Hast du verstanden, was ich gesagt habe? Schreib‘ es dir auf. Seite zweiunddreißig.“

„Ja, Frau Lubitsch, mache ich“, versicherte Marie schnell und wollte mit den anderen hinausrennen.

Frau Lubitsch hielt sie am Arm fest.

„Marie, hör‘ mal! Hör mir noch einen Moment zu!“

„Ja?“, frage Marie ängstlich, die jetzt eine Standpauke erwartete.

„Marie, du weißt schon, dass ich weiß, dass du die ganzen zwei Stunden, die wir heute Morgen schon Unterricht hatten, nichts, aber auch wirklich gar nichts

gemacht hast, geschweige denn, dass du irgendeinen Fortschritt zu verzeichnen hättest und sei er noch so klein?“ , tadelte Frau Lubitsch sie genervt.

Wenn ich ihr jetzt sage, dass mir die Schmetterlinge tolle Geschichten erzählt haben und ich den Zahlen in meinem Rechenbuch beim Blattschneideameisen-Tanz zugesehen habe, dann wird sie sicher sehr böse. Denn sie gehört zu den Menschen, die das nicht verstehen. Es gibt überhaupt nur sehr wenige Menschen, die mich verstehen.

Also sagte Marie vorsichtshalber nichts, sondern schaute nur sehr betrübt nach unten.

„Ich mach‘ es zu Hause, Frau Lubitsch, ganz bestimmt“.

„Ach, Marie, du musst auch hier meinem Unterricht folgen. Du musst zuhören, wenn ich etwas erkläre. Kannst du die Rechenaufgaben?“

„Noch nicht so wirklich“, gab Marie kleinlaut zu.

„Da haben wir’s! Marie, Marie!“ Frau Lubitsch schnappte nach Luft, dann atmete sie geräuschvoll durch ihre Nase aus. Dabei bebte ihre Brust. Sie schüttelte ihren Kopf und blickte mit einer Mischung aus Vorwurf und Verzweiflung über ihren Brillenrand auf Marie hinunter.

Maries Augen suchten einen Punkt im Raum, der unverfänglicher war, als Frau Lubitschs vorwurfsvolles Gesicht. Ihr Blick fiel auf Frau Lubitschs rot lackierte Fußnägel, die aus ihren Sandalen herauschauten. Augenblicklich dachte sie, dass es doch viel schöner

aussehen würde, wenn man ein Gesicht auf jeden Fußnagel zeichnen würde. Sie sähen dann aus, wie eine Zehenfamilie. Papa, Mama, und die Kinderchen. Der *kleine Zeh ist ja am Rand vom Leder der Sandale ganz eingequetscht, der bekommt ja keine Luft mehr!*, diagnostizierte sie erschrocken. Augenblicklich taten ihr die beiden kleinen Zehen von Frau Lubitschs Füßen sehr leid.

„Marie, dann geh‘ jetzt nach draußen zu den anderen, damit du noch etwas von deiner Pause hast“, seufzte Frau Lubitsch und marschierte mit ihren rot lackierten Zehenfamilien wieder zum Pult. Im Geiste winkte Marie den Zehen noch nach und sauste nach draußen in die wunderbar warme Sonne und atmete genüsslich die frische Frühlingsluft.

Nach der großen Pause kam die Kunstlehrerin, Madame Sainsou, in Maries Klasse gestöckelt. Sie war klein, zierlich und hatte schulterlange, braune Haare, die sie manchmal mit originellen, bunten Spangen zusammenhielt.

Deswegen hat sie auch so unglaublich hohe Schuhe an, mutmaßte Marie. Damit sie das Gefühl hat, ein wenig größer zu sein. Sie ist aber auch wirklich klein!

Ihr Gang erinnerte Marie an einen Stelzenvogel, der bei jedem Schritt eine nickende Bewegung mit seinem Kopf macht und sich so durch das Gras zu hacken schien.

Mit Papierrollen und vollen Tüten beladen hackte Madame Sainsou sich zum Pult. Dieses Mal hatte sie einen orange-violetten Haarreifen mit einer perlenverzierten Schleife in ihren braunen Haaren, die ein wenig wild in alle Richtungen abstanden.

Sofort war Marie erleichtert. Keine Rechenaufgaben, keine Schreibübungen, sondern Malen und Basteln stand auf dem Programm. *Ach, wie schön!*, freute sich Marie.

„So“, klatschte die kleine Französin in ihre Hände.

„Kinder“, sang Madame Sainsou. Marie fand, es klang wie „Kuckuck“ auf dem Lied: *Kuckuck, Kuckuck, ruft's aus dem Wald*. Und wieder klatschte sie in ihre Hände: *Kinder! Kuckuck!*

„*Ruft's aus dem Wald. Lasset und singen, tanzen und springen. Frühling, Frühling, wird es nun bald*“, summte Marie versonnen vor sich hin.

„Ey, Marie, willst du nicht deine Kunstsachen auspacken?“, holte Lars sie aus ihren Gedanken. „Hast du zu Hause an deinem Bild weitergemalt?“

„Nö, hab ich nicht“, murmelte Marie verlegen. Sie hatte ihren Farbkasten in der Schule gelassen und auch gar nicht mehr an das Bild gedacht.

„Mann, Marie, du machst auch nix!“, höhnte Lars und tauchte seinen Pinsel in den Wasserbecher.

Marie kramte unter ihrem Pult nach ihrem Zeichenblock. Endlich hatte sie ihn gefunden. Leider hatte ihr Bild, das

sie angefangen hatte, einen Riss bekommen, weil sie ihre Schulhefte und Bücher seit der letzten Kunststunde achtlos auf den Block geschmissen hatte.

Marie sah das Malheur und stöhnte leise. *Auch das noch! Jetzt kann ich von vorne anfangen! So ein Mist. Das schöne Bild!*, schalt Marie sich traurig.

Madame Sainsou hatte die Klasse in der vorigen Stunde gebeten, den Frühling zu malen. Begeistert hatte Marie sich auf die Farben gestürzt und eine bunte Blumenwiese gemalt. Marie wohnte mit ihren Eltern und ihrem großen Bruder Johannes am Stadtrand, dort wo es viele Streuobstwiesen gab, die jetzt in der Frühlingszeit in weißer und zart rosa Pracht von weitem leuchteten. Auf der ein- oder anderen Wiese standen Pferde und Schafe. So kam es, dass Marie manchmal dachte, sie wohnte in einem Bilderbuch, wenn sie morgens aus dem Fenster ihres Zimmers blickte. Zumindest im Frühling. Diese Farben hatte Marie gemalt. Auch den wunderbaren Duft und das Gebrumm der Bienen dazu. Sie konnte es hören, wenn sie auf ihr Bild sah.

Das liebte sie: Ihre kleine Nase in die Luft halten und die viele Gerüche wahrnehmen, die der Frühling in die Luft ausschüttete. Von manchem Duft konnte sie kaum genug bekommen. Marie liebte den Frühling. Seinen Duft und auch seine Geräusche. Das leise Surren und Brummen der Insekten, die von Blüte zu Blüte hüpfen und das Leben genießen. So wenigstens kam es Marie vor.

„Das kleben wir, Marie“, hörte sie die singende Stimme von Madame Sainsou neben ihrem Ohr.

Marie fuhr zusammen, obwohl Madame Sainsou fast geflüstert hatte. Sie blickte zur Seite in das freundliche Gesicht der kleinen Lehrerin. Die schaute sie fragend an. Ihre Augenbrauen waren in einem weiten Bogen hochgezogen.

„Isch makke das für Disch!“ sang Madame Sainsou mit ihrem französischen Akzent und zwinkerte ihr zu.

„Du mallst einnfach weitteer, meine Kleine, n'est-ce pas ? Du mallst wunderbar, magnifique, ma chérie! Gutt, hm?“, schaute sie Marie auffordernd an, die sich an der temperamentvollen Mimik der kleinen, freundlichen Lehrerin nicht sattsehen konnte.

„Hm, mache ich“, nickte Marie gedankenverloren und verfolgte mit ihren Augen Madame Sainsous intensives Minenspiel.

„Oh, meine kleine Träumerschen! Träumen iiist schön, aber manchmal musst ddu auch wach sein, ma petite Marie! Mall deine Träume auf das Pappier, n'est-ce pas ?

Dankbar sah sie Madame Sainsou an und nickte. Sie spürte, dass die kleine Lehrerin sie verstand. Viel besser als die meisten Lehrer und Erzieher in der Schule.

Madame Sainsou hatte das Bild mit dem Riss nach vorne an ihr Pult mitgenommen, legte es auf die Butterseite und flickte den Riss auf der Rückseite mit Klebefilm.

Marie indessen ging langsam und versonnen zum Waschbecken, füllte ihren Becher mit Wasser, setzte sich, griff zu einem kleinen Pinsel und begann, ihre Träume zu malen. Das gefiel ihr.

Tief in sich und ihr Malen versunken, spielte Marie mit Traum und Wirklichkeit. Dabei wirbelte sie ihren Pinsel wie einen Zauberstab durch die Farben und über das Bild.

„Oh, Marie, das iist ja formidable!“, riss Madame Sainsou sie aus ihrer Versunkenheit. Marie hatte einen Busch gemalt, ähnlich dem der Rispenspiere. Auf den Blüten saßen bunte Schmetterlinge.

„Jetzt sei abber vorrsischtischt mit diese schöne Bild. Nicht wiedder unter die Tisch schmeissen und vergessen, Marie! Am besten gibst du es mirr nach der Stunde, n'est-ce pas?“

Marie antwortet nicht. Sie nickte nur und genoss ihre glücklichen Minuten und ihre innere Ruhe, die sie sehr bewusste wahrnahm. *Was für ein schönes Gefühl*, dachte sie so bei sich.

So nahm Madame Sainsou die Bilder mit und zwinkerte ihr zu, als sie den Klassenraum verließ und sich hack, hack, hack – entfernte. Marie sah ihr nach und wollte ihre

innere Ruhe noch ein wenig auskosten, bevor die nächste Stunde ihr diese vielleicht wieder nehmen würde.

Frau Lubitsch rückte wieder an. In der Tür ließ sie erst ihren Blick durch die Klasse schweifen und marschierte dann zu ihrem Pult.

„So, da werde ich euch mal die Schreibarbeit zurückgeben“. Marie dachte an das Klappdiktat. Sie sollten fehlerfrei abschreiben. Lesen, Text zuklappen, um dann den Text aus dem Kopf zu schreiben. Marie erinnerte sich, dass sie sich große Mühe gegeben hatte, nicht nur richtig, sondern auch sehr schön und ordentlich zu schreiben.

Frau Lubitsch ließ den Heftstapel mit einem lauten Knall auf ihr Pult fallen. Marie zuckte zusammen, Tränen schossen ihr in ihre Augen. Sie hatte sich sehr erschrocken. *Das passiert mir andauernd*, dachte sie genervt über sich selbst. *Dabei war es doch nur ein Stapel Hefte, der unsanft abgelegt wurde!*

Frau Lubitsch nahm einen Stapel Hefte und warf sie auf die Tische den jeweiligen Besitzerinnen und Besitzer zu. Dabei kommentierte sie die Arbeiten.

„Cara, das kannst du doch besser, fünf Fehler, das musste doch nicht sein. Lioba, ja, gut, vier Fehler, also das bin ich von dir auch nicht gewohnt! Sogar“, sie schüttelte ihren Kopf und machte eine kleine Pause, „sogar so eine Marie hat null Fehler, dann wird es doch für euch nicht so schwer gewesen sein! Also wirklich!“

Die Blicke der Klassenkameraden richteten sich wieder alle auf Marie.

Augenblicklich füllten sich Maries Augen wieder mit Tränen. Sie konnte sich über ihr ‚sehr gut‘ gar nicht freuen. *So eine Marie* war sie also. Nicht so wie die anderen. Die waren offensichtlich in Ordnung. Wie sehr liebte sie ihre Welt mit den Schmetterlingen, den Farben, der Musik in ihrem Inneren! Dorthin zog es sie und der Sog wurde immer stärker, in ihr Inneres, in ihre Fantasie, dort war sie in Ordnung. So wie die anderen. *Dann sind eben die Schmetterlinge meine Freunde!*, dachte sie zornig. *So eine Marie!*

„Mann, Marie“, staunte Lars, „wie haste das denn gemacht?“

Marie antwortete ihm nicht, sie sah sich ihre Klassenarbeit und den Schriftzug *Null Fehler, sehr gut* von Frau Lubitsch an. Dann nahm sie das Heft, klappte es zu und stopfte es in ihren Ranzen.

Den Rest des Tages verbrachten sie mit Lese- und Schreibübungen. Marie mochte ihren Schreibschriftlehrgang. Seit sie Schreibschrift übte, konnte sie viel besser und schöner schreiben. Die fließenden Bewegungen gefielen ihr. Manchmal spielten die Sätze eine Melodie. *Die Buchstaben und Worte im Takt der fließenden Bewegungen, wie schön!*

Außerdem waren die einzelnen Worte auch irgendwie viel besser voneinander getrennt und damit als Einheit zu erkennen, als beim Druckbuchstaben-Schreiben.

Und Mama sagte nicht jedes Mal tadelnd während der Hausaufgaben: „Marie, wo fängt denn das Wort an und wo hört es auf? Das muss der Leser doch sehen können. Das musst du neu machen!“

Wieder schrubbte der Radiergummi über das Blatt. Und wieder musste sie in elend langen Stunden Strich um Strich auf ihr Blatt zeichnen, bis Mama zufrieden war.

Indessen zog in ihrem Inneren ein Kobold an der Traumleine. „Marie, komm‘ mit; ich habe eine spannende Geschichte für dich, am Kröteenteich warten die Regenbogenelfen schon auf dich.“ Marie gab dem Drängen des Traumkobolds zu gerne und immer wieder nach. Bis Mama sie jedes Mal genervt in die Wirklichkeit zurückholte.

„Marie, mach‘ voran! Wie lange willst du noch über diesen paar Worten sitzen?“, fragte sie jedes Mal und schien verzweifelt.

Marie empfand es als schrecklich quälend, dass ihre Hausaufgaben so lange dauerten, so dass ihr später kaum noch oder gar keine Zeit zum Spielen blieb. Viel schwerer bedrückte sie aber, dass sie ihre Mama offensichtlich traurig machte.

„Was soll nur aus dir werden, Marie, wenn du so weitermachst?“, fragte sie oft und Marie spürte ihren besorgten Blick auf sich.

Sie glaubt nicht, dass ich eine schlaue große Frau werde. Und einen schönen Beruf lernen kann. Sie glaubt, ich bleibe dumm und kann dann kein Geld verdienen. Dann

muss ich sicher betteln gehen. Das denkt sie und hat Angst um mich.

„Aber ich bin nicht dumm!“, verteidigte Marie sich dann.

„Nein, du bist nicht dumm, Marie, das wissen wir. Papa und ich, wir wissen das. Aber du musst andern schon die Gelegenheit geben, deine Klugheit auch zu bemerken, meinst du nicht auch, Marie? Was soll Frau Lubitsch denn bewerten, wenn du in einer Stunde nicht einmal zwei Sätze auf das Papier bringst?!“

Mit diesem Hin- und Her verbrachte sie manchmal mehrere Stunden, nur um drei Sätze zu schreiben. Das hatte sich mit dem Einüben der Schreibschrift deutlich entspannt.

Die Glocke ertönte und die Kinder stürmten nach draußen.

Vor der Türe wartete Maries Papa geduldig auf sie. Marie war stets bei den letzten Kindern, die den Klassenraum verließen.

„Na, Blüthenhüpfchen, wie war es?“, fragte Maries Papa gut gelaunt.

Marie machte eine So-La-la –Bewegung. Dabei hielt ihre Handfläche zum Boden und schaukelte mit ihrer Hand.

Statt einer Antwort meinte Marie: „Papa, fahren wir noch zu meinem Baum?“ Maries Papa lächelte und blickte sein Töchterchen liebevoll an. „Sicher, Marie, das machen wir. Hast du denn keinen Hunger?“

„Doch Papa, ein bisschen, aber den Baumbesuch schaffe ich noch.“ Papa wusste Bescheid. Also fuhr er mit ihr nicht gleich nach Hause, sondern noch zu einem Feldweg in der Nähe. Dort stand einsam und allein ein einziger Baum – in voller Blüte. Er war nicht besonders groß, aber besonders schön, fand Marie. Als sie vor einiger Zeit mit ihrem Papa dort spazieren gegangen war, hatte sie sich lange mit dem Bäumchen unterhalten. „Das ist mein Baum!“, pflegte sie stets zu sagen, wenn man mit dem Auto in der Nähe war und man den Baum sehen konnte.

Ihre Mama machte sich insgeheim schon so ihre Gedanken, was passieren würde, wenn der Eigentümer des Baumes ihn irgendwann einmal fällen würde. Aber das sagte Mama nicht und hoffte, dass es noch lange, lange nicht so käme.

Papa stellte das Auto in der Nähe ab und Marie sprang voraus, ihrem Bäumchen entgegen und begann zu erzählen, was ihr auf ihrem kleinen Herzen lag. Papa sah ihr mit gemischten Gefühlen zu, wie sie ihre kleinen Hände auf den Stamm des Pflaumenbäumchens legte und ihn liebevoll begrüßte. „*Da bist du ja. Ich bin jetzt hier, mein Bäumchen!*“

Marie sah ihren Papa strahlend an. „Er weiß, dass ich es bin!“

Ihr Papa hob seine Brauen und nickte: „Sicher, weiß er das. Dass du hier bist.“

„Papa, ob mein Bäumchen noch hier steht, wenn ich mal groß bin?“, fragte Marie ein wenig ängstlich.

„Na, wahrscheinlich schon“, antwortete Papa leise.

„Wenn der Bauer es nicht ...verpflanzt“, setzte Papa vorsichtig hinterher.

„Können wir nicht zu dem Bauern gehen und ihn um das Bäumchen bitten?“

„Nein, Marie, ich habe keine Ahnung, wem das Land und die Felder hier gehören, Mariechen. Und wenn ich es wüsste, was sollte ich dem Landbesitzer denn sagen?“

Nach eine Weile sprach Papa weiter: „Marie, wie freuen uns an deinem Bäumchen, so lange es geht, ja? Vielleicht steht es noch viele Jahre hier.“

„Hoffentlich. Ich werde es immer wieder besuchen!“, versicherte sie ihrem Bäumchen leidenschaftlich und schlang ihre Arme um seinen Stamm.

„Ja, das kannst du. Dann verabschiede dich jetzt einmal von deinem Bäumchen. Wir fahren jetzt nach Hause, das Essen ist vorbereitet. Außerdem musst du ja deine Hausaufgaben machen, Blüthenhüpfer, stimmt's? Es wäre doch schade, wenn du an so einem schönen Frühlingstag nicht raus zum Spielen gehen könntest, weil du nicht fertig geworden bist.“

Marie hatte immer noch ihre kleinen Hände auf den Stamm gelegt. Seufzend schaute sie nach unten. „Ach, Bäumchen. Hausaufgaben sind so langweilig.“

In Gedanken ging sie durch, welche Quälereien sie diesmal erwarten würden. „Papa, es ist doch Montag! Ich habe gar keine Hausaufgaben auf“, jubelte Marie.

„Na, dann ist es ja gut!“, lenkte Papa ein. Und meinte dann leise: „Aber ein wenig Rechnen üben sollten wir schon, was meinst du, Mariechen?“

Da fiel Marie die Seite zweiunddreißig im Rechenbuch wieder ein. „Ähm, ich glaube, ich muss noch etwas fertig machen, was ich in der Schule nicht geschafft habe.“

„Also doch“, seufzte Papa, „dann lass uns mal gehen!“

„Schau mal Papa, genauso einen Schmetterling habe ich heute in der Schule gesehen. Auf einem Busch neben der Turnhalle sitzen ganz viele!“

„Das ist ein Zitronenfalter, Marie. Der daneben mit den braunen Flügeln ist ein Pfauenauge.“

„Ich habe sie gemalt“, erklärte Marie ihrem Vater eifrig. „Madame Sainsou hat meine Bilder mitgenommen.“

„Hat sie das...“, lächelte Papa. „Marie, jetzt sag‘ den Schmetterlingen und dem Bäumchen ‚Auf Wiedersehen‘ und komm‘.“

„Ach Papa, können wir nicht noch eine kleine Stunde bleiben? Nur eine kleine Stunde“, bat Marie.

Papa schaute auf seine Uhr und schüttelte seinen Kopf. Marie verzog ihr Gesicht. Papa atmete tief ein und wieder aus. „Also, meinetwegen...“

„Danke Papa“, rief Marie und hörte ihm gar nicht weiter zu. So hörte sie auch nicht, dass er von fünf Minuten sprach. Sie hüpfte glücklich um ihr Bäumchen und sauste anschließend über den Feldweg davon. Rasch hatte sie den Blickkontakt zu Papa verloren.

Papa sah ihr resigniert hinterher und setzte sich auf einen Baumstumpf in der Nähe. Nach einer Weile schaute er auf seine Uhr.

„Marie!“, rief er und bekam keine Antwort.

„Marie, komm‘ bitte, wir fahren jetzt nach Hause.“

Ein wenig genervt machte er sich auf den Weg, den Marie von einigen Minuten entlang gehüpft war. Er ging um die Biegung und sah seine Marie nicht.

„Marie, wo bist du?“, rief Papa jetzt schon fast ärgerlich.

„Hier Papa, komm‘ schnell. Hilf‘ mir!“, hörte er sie.

Ihre Stimme kam aus einem matschigen Feldweg, ein wenig weiter des Weges.

Erleichtert ihre Stimme zu hören und gleichzeitig beunruhigt, dass sie um Hilfe bat, stapfte Papa raschen Schrittes in den Feldweg. *Mensch, Marie, wir sehen ja aus die Ferkel, wenn wir hier weiter gehen. Du meine Güte! Wir versinken ja im Matsch! Marie, musste das sein? Hier haben die Regenfälle der letzten Tage aber noch ihre Unterschrift hinterlassen.*

Endlich sah er sein Töchterchen. Sie saß in der Hocke und ihre Beine verschwanden bis zu ihren Knöcheln im

Matsch. Marie hantierte mit einem Stöckchen in der einen Hand und einem Blatt in der anderen.

„Mensch, Papa! Da bist du ja endlich!“, rief Marie vorwurfsvoll. „Komm, hilf mir, wir müssen die Regenwürmer retten! Guck mal, hier sind ganz viele! Wenn der Bauer mit seinem großen Traktor hier durch fährt, sind sie bestimmt alle tot.“

Papa wollte weiter schimpfen, hielt dann aber doch inne. Das Kind lag im wahrsten Sinne des Wortes bereits im Dreck. Er auch - zumindest was seine Schuhe, Strümpfe und seine Hose anging.

Papa schloss kurz seine Augen und atmete durch. Dann bückte er sich und suchte seinerseits nach einem Stöckchen.

„Wir bringen sie hier aufs Feld“, kommandierte Marie. „Da kann ihnen nichts passieren.“

„Gut, das machen wir, Marie. Aber dann gehen wir, sonst werde ich böse. Hast du das verstanden? Ich sprach eben von fünf Minuten!“

Irritiert sah Marie ihren Vater an. „Wieso bist du so ärgerlich? Du willst doch auch nicht, dass die vielen Regenwürmer sterben, oder?!“, fragte Marie entrüstet.

„Nein, nein, das will ich nicht“, gab Papa auf und rettete Regenwurm um Regenwurm zusammen mit seinem Töchterchen an den Feldrand.

Einige Raben und mehrere Elstern hatten sich schon in der Nähe versammelt und schauten den beiden

interessiert zu. Ein besonders mutiger, riesiger schwarzer Vogel hüpfte frech auf sie zu.

Marie sah den Raben an. Dann begriff sie. „Papa“, schrie sie entsetzt. „Papa, die wollen die Würmer fressen! Die glauben, wir decken ihnen gerade den Tisch!“

Papa sah zu den Vögeln, dann zu Marie und nickte. „Marie, genau das denken sie wohl!“

„Papa, was machen wir denn jetzt?“, fragte Marie ängstlich. Und etwas hoffnungsvoller: „Können wir die Würmer nicht irgendwie zudecken?“

„Marie, die Vögel wollen auch nur ihre Kinderchen füttern“, meinte Papa.

„Die armen Regenwürmer!“ seufzte Marie betrübt und presste ihre Lippen aufeinander. Um ihren Mund zuckte es.

„Wir haben es fast geschafft- das hier ist der letzte Regenwurm“, meinte Marie wehmütig. „Und jetzt werden sie alle gefressen. Das ist ja furchtbar!“ Marie fing an zu weinen.

„Ach, Blütenhüpferchen“, meinte Papa mitfühlend und drückte sie an sich. Er spürte, wie sich sein Mariechen vor Weinen schüttelte. „Raben mögen doch gar keine Regenwürmer!“, versuchte Papa sie zu trösten.

Sofort löste sie ihr Gesicht von Papas Bauch und schaute ihn hoffnungsvoll an. „Nein? Wirklich nicht?“

„Ach, was!“ meinte Papa, „die fressen nur...den ein- oder anderen Käfer. Und Blätter.“

„Käferfressen ist auch nicht nett!“ meinte Marie, aber ihre Tränen versiegt. „Aber...wieso warten die Raben denn da hinten?“, fragte sie, immer noch misstrauisch.

„Na, die wissen doch nicht, dass wir Regenwürmer retten. Die denken vielleicht, wir sähen hier etwas aus und dann können sie die frischen Samen aufpicken“, beruhigte Papa sie weiter.

„Papa, wir verstecken uns hinter den Büschen dahinten, dann passen wir auf die Regenwürmer auf, ja? Falls sie doch kommen und sie fressen wollen, können wir sie ja verjagen.“

„Nein, das machen wir auf keinen Fall! Weißt du eigentlich, wie spät es inzwischen ist? Mama wartet mit dem Mittagessen. Wenn sie uns so sieht, dann können wir sowieso etwas erleben!“, meinte Papa und schaute resigniert an sich herunter.

„Marie, jetzt ist Schluss, jetzt machen wir uns auf den Weg und zwar Zack-zack“, verlangte Papa energisch.

Marie wollte gerade widersprechen, als sie von ihrem Vater unterbrochen wurde: „Kein Aber – jetzt gehen wir! Schluss!“

Und so stapfte Marie neben ihrem Vater zum Auto, dabei drehte sie sich immer wieder um. Gott-sei-Dank kann man die Wegbiegung nicht einsehen und beobachten,

was die Raben und Elstern jetzt veranstalten, dachte er erleichtert.

Marie wurde immer unruhiger. Schließlich blieb sie stehen. „Marie, komm weiter!“

Zögerlich folgte Marie ihrem Vater bis zum Auto.

„So, Blütenhüpfen, jetzt müssen wir uns einmal vom größten Dreck befreien, bevor wir ins Auto steigen“, erklärte Papa und öffnete den Kofferraum.

„Wo ist denn die Bürste? Ach, hier. So. Jetzt zeig mir mal deine Schuhe.“

Papa bückte sich und bürstete Maries Schuhe. Die großen Dreckklumpen fielen ab. Marie hielt sich mit der einen Hand am Auto, mit der anderen an ihrem Papa fest, als sie in der großen Kiste im Kofferraum eine Rolle mit Müllbeuteln entdeckte.

„Papa, sind das Müllbeutel?“

Papa folgte ihrem Blick und nickte. „Ja, es ist besser, sie immer dabei zu haben- man weiß ja nie.“

Augenblicklich stürzte sich Marie auf die Rolle mit Müllbeuteln, wickelte zwei Tüten ab und öffnete sie.

„Mensch, Papa! Das ist doch die Idee! Wir sammeln die Regenwürmer ein und setzen sie zu Hause im Garten aus. Da kann ihnen nichts passieren.“

Papa wollte sich gerade vor ihr aufbauen ihr *auf keinen Fall!* entgegen, als Marie sich umdrehte und mit den Tüten in der Hand und wehenden Haaren wieder in

Richtung der geretteten Regenwürmer lief. Papa stand am geöffneten Kofferraum, hielt in der einen Hand die Bürste, mit der anderen hielt er sich am Auto fest und sah ihr fassungslos hinterher.

Marie, du schaffst mich!, schüttelte Papa kraftlos seinen Kopf.

Er schleuderte die Bürste ins Auto, drückte den Kofferraumdeckel zu, sperrte das Auto ab und stapfte Marie hinterher.

Kurze Zeit später hörte er Marie schreien: „Geht weg! Geht weg! Weg da!“

Papa beschleunigte seinen Schritt. Er sah, wie Marie mit den Raben kämpfte, die offensichtlich keine Lust verspürten, sich von einem kleinen Mädchen von den leicht zu erlegenden Leckerbissen verscheuchen zu lassen.

Papa rief laut und klatschte in seine Hände. Sie flogen ein Stückchen weiter weg. Marie suchte nach ihrem Stöckchen. „Papa, ich kann die Stöckchen nicht wiederfinden. Es sind auch nicht mehr so viele. Die gefräßigen Vögel haben bestimmt schon ein paar Würmer gefressen!“ Ihre Stimme überschlug sich, so aufgeregt war sie. „Beinahe wären wir zu spät gekommen! Von wegen - die fressen nur Käfer!“, ereiferte sich Marie.

„Marie, die Regenwürmer sind doch nicht blöd“, verteidigte Papa sich und die Würmer. Die kriechen doch

in den Boden, wenn sie sich retten wollen. Da gehören sie doch auch hin!“, schnaubte Papa.

„Ach, sie sind in den Boden gekrochen“, überlegte Marie erleichtert. Aber im nächsten Moment kamen ihr Zweifel. „Dann müssten wir doch die Löcher sehen. Ich sehe aber gar keine! So schnell können die sich doch nicht in den Boden graben.“

„Ach, Marie, du hast ja keine Ahnung, wie schnell so ein Regenwurm sich in den Boden bohren kann!“, zog Papa jetzt alle Register. Die Biologie war ihm im Moment wirklich von Herzen egal.

Marie sah ihren Vater ungläubig an.

„Doch, doch“, versicherte Papa ihr, als er ihren misstrauischen Blick wahrnahm. „Ich hab ihnen schon beim Bohren zugesehen. Das geht zack, zack, dann sind sie in der Erde verschwunden.“

Marie überlegte kurz. „Dann müssten sie ja alle weg sein. Es sind aber noch viele da. Und die nehme ich jetzt mit nach Hause“, erklärte sie entschlossen und nahm in Ermangelung eines Stöckchens ihre kleinen Finger und legte Regenwurm um Regenwurm behutsam in die Mülltüten. Dabei sprach sie liebevoll und tröstend auf die Regenwürmer ein.

„Du verscheuchst die Vögel, ich sammele die Regenwürmer ein. Aber erschreck die Vögel nicht so! Die haben bestimmt auch Angst vor dir!“, kommandierte Marie ihren Papa.

Wieso auch? Wer denn noch?, wollte Papa gerade fragen, ließ es dann aber. Stattdessen brüllte er zu den Raben und Elstern: „Weg da!“, und klatschte in seine Hände, bis ihm diese wehtaten. Die Dreckklumpen hatten sich inzwischen bis an seine Oberschenkel hochgearbeitet. Sein Anorak war mit Matschspritzern übersät. In Marias Haarspitzen klebte der Dreck. Wenn sie in die Hocke ging, fielen ihre Haare wie ein Vorhang um sie herum und stießen auf der Erde auf. Inzwischen war auch ihr Gesicht mit Matschflecken besprenkelt.

„Ich glaube, ich habe sie jetzt alle, ich sehe keine mehr, Papa du? Siehst du noch Regenwürmer?“, fragte Marie so eifrig, dass Papa laut lachen musste.

„Nein, Marie, ich sehe vor lauter Matsch wirklich keine Regenwürmer mehr! Und außerdem habe ich mein Diplom als Vogelscheuche auch schon mit Bravour bestanden.“

Irritiert schaute Marie ihren Papa an. „Was ist denn Brawur?“

„Ach, das sagt man so, wenn man etwas gut gemacht hat. So als Auszeichnung“, erklärte Papa und wandte sich zu gehen.

„Marie, ich bitte Dich!“, flehte er. „Ich bitte Dich, komm jetzt! Mama meint sicher, wir sind unter die Räder gekommen. Du kannst dir schon einmal überlegen, wie wir ihr unser Aussehen erklären sollen.“

„Wieso?“, wollte Marie wissen. „Sehen wir denn anders aus, als sonst?“

Vorsichtig und behutsam trug sie ihre Mülltüten mit den Regenwürmern.

„Nö, wirklich“, meinte Papa resigniert, „ich glaube auch, wir sehen so aus wie immer!“

„Das tun wir auch, nur unsere Kleider nicht mehr!“, präzisierte Marie. „Ja, die ziehen wir aus und tun sie in die Waschmaschine und fertig!“

„Klar!“, pflichtete Papa ihr bei. „Hauptsache, die Regenwürmer sind in Sicherheit!“, murmelte er und Marie nickte.

Als er sich umblickte, sah er eine Frau auf dem Feldweg stehen, dort wo es noch nicht so matschig war, die ihnen interessiert zuschaute und offensichtlich ihren Hund ausführte.

Als Papa und Marie den Matschweg verließen, musterte die Frau sie von oben bis unten und meinte: „Ich habe sie beobachtet. Es wird ihnen aber nichts nützen! Die Raben werden immer wieder kommen. Sie müssen eine Vogelscheuche aufstellen. Vielleicht sogar mehrere. Haben sie daran schon einmal gedacht?!“, fragte sie weise.

„Ja“, meinte Papa, „das haben wir. Vielen Dank für den Hinweis!“

„Wir haben die Regenwürmer gerettet“, erzählte Marie ihr eifrig. „Die Frau schaute ihnen entgeistert nach.“

„Marie, jetzt müssen wir aber mit den Regenwürmern schleunigst nach Hause, hast du das verstanden?. Keine Mätzchen mehr! Klar?“, befahl Papa streng.

„Ach, Papa, sicher, die Regenwürmer müssen doch an die frische Luft. Wir müssen uns jetzt sehr beeilen, nach Hause zu fahren.“

„Genau“, seufzte Papa erleichtert. Wieder öffnete er seinen Kofferraum, wieder bürstete er seiner Tochter den größten Dreck ab, anschließend unterzog er auch seine Schuhe einer ähnlichen Prozedur. Aus alten Lappen, die Papa für die Fensterreinigung im Auto bereithielt, wob Marie der Würmertüte ein bequemes Lager. Dann – endlich- startete Papa das Auto und hoffte inbrünstig, dass sie jetzt nach Hause fahren könnten. Er hatte zwei große Müllsäcke aufgeschnitten und sie auf seinen und einen auf Maries Sitz gelegt, damit das Auto den Transport einigermaßen sauber überstand.

Zu Hause angekommen, sauste Marie mit ihrer Würmertüte direkt in den Garten und setzte sie genauso liebevoll und behutsam ins Gras, wie sie in die Mülltüte hineingelegt hatte. Inzwischen hatte Papa seine Frau vorsichtig auf ihre verschmutzte Kleidung vorbereitet. „Sag jetzt nichts!“, fing er an. Mama musterte ihren Mann und meinte: „Ich sage nichts. Du gehst jetzt sicher erst einmal in die Waschküche. Marie sieht bestimmt genauso aus. Nimm sie gleich mit.“

So verbrachten Papa und Marie erst noch eine Weile in der Waschküche und anschließend im Bad, bis sie wieder

tiptop in Ordnung waren. Es dauerte seine Zeit, bis Maries lange Haare trocken gefönt waren.

„Jetzt gehen wir erst etwas essen und anschließend machen wir Mathe. Und es gibt keine, aber auch absolut keine Diskussionen, Marie! Hast du mich da verstanden?“, fragte Papa streng. Wir haben viel Zeit verloren.

„Wieso verloren?“, fragte Marie. „Wo ist die Zeit denn hin?“

„Na, wir sind doch Einiges vom Plan abgekommen. Durch die Regenwürmerrettung, Marie!“

„Was denn für ein Plan?“, fragte Marie irritiert.

„Der Tagesplan, Marie. Jeder Tag hat doch eine Struktur, Blütenhüpfen, das weißt du doch“, erklärte Papa geduldig. „Morgens weckt Mama dich, dann stehst du auf, gehst ins Bad, putzt dir die Zähne, kleidest dich an, gehst hinunter zum Frühstück, Mama kämmt deine Haare...das ist der Plan des Tages.“

„Hm“, nickte Marie nachdenklich.

„Ja“, meinte sie nach einer Weile, „man kann aber doch nicht jeden Tag planen. Dass die Regenwürmer gerettet werden mussten, konnte doch heute Morgen noch keiner wissen.“

„Eben“, pflichtete ihr Papa bei. „Deswegen ist es ja auch sinnvoll, nicht jede Minute zu verplanen.“

„Dann müssen wir eben einen Tag mit Lücken planen“,
entschied Marie.

„Hm, ja, mit dir bräuchten wir einen Tag nur mit
Lücken“, seufzte Papa.

Fortsetzung folgt....